Laura Helbling

Autor(en): **Niggli, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft [27]: **Beilage**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-576315

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Laura Helbling.

Unter der stattlichen Zahl junger musikalischer Talente, die in neuerer Zeit aus unserem heimatlichen Boden aufsproßten, befinden sich drei Vertreterinnen der Saiteninstrumente, deren außergewöhnliche Begabung allgemeines Aufsehen erregte und auf deren anmutige Gestalten Mutter Helvetia mit besonderer Freude blickt. Wir meinen die Luzerner Cellistin Elsa Rüegger, deren Künstlerruhm bereits den Ocean überschritten hat, die Basler Geigerin Anna Hegner, die würdige Schwester ihres schon als Wunderkind weltberühmt gewordenen Bruders Otto, und als Dritte im Bunde die gleichfalls der edlen, gesangreichen Violine angetraute Aargauerin Laura Helbling. Von den drei Mädchenblumen war Laura, der diese Zeilen gelten, wohl die am wenigsten vom Glück begünstigte, indem sie nicht so früh und nicht so lange und konsequent von Meistern ihres Instrumentes Unterricht empfing, vielmehr genötigt war, sich bald auf eigene Füße zu stellen und wesentlich selbst fortzubilden.

Laura Helbling. Phot. R. Ganz, Zürich.

Am 12. März 1882 als die Tochter eines Musiklehrers in dem durch seine Strohindustrie weithin bekannt gewordenen aargauischen Wohlen geboren, begann Laura ihre Violinstudien im siebenten Lebensjahre, zunächst unter der sorglichen Leitung ihres Vaters. Da des Mädchens außerordentliches Talent immer mehr zu Tage trat, brachte derselbe die Zehnjährige nach Frankfurt a. M., damit Meister Hugo Heermann ihr Lehrer werde. Letzterer war aber gerade damals durch seine Virtuosenthätigkeit so stark in Anspruch genommen, daß er sich mit der jugendlichen Schülerin verhältnismäßig wenig befassen konnte. Schon nach Jahresfrist wurde Laura daher der Leitung des tüchtigen und gewissenhaften Domkapellmeisters Karl Hartmann in Frankfurt anvertraut, bei dem sich die Feuereifrige in mehrjährigem Unterricht eine ebenso solide Technik wie umfassende Kenntnis der Geigenlitteratur aneignete. Schon mit 14 Jahren hatte sie eine auffallende Reife und Selbständigkeit erlangt und beherrschte u. A. nahezu 20 Konzerte für ihr Instrument, darunter neben den Bériot'schen solche von Viotti, Rode, Spohr, Molique, ferner das herrliche E-moll-Konzert von Mendelssohn und dasjenige in G-moll von Max Bruch. Hatte schon das saubere und warmblütige Spiel der zehnjährigen Kleinen in verschiedenen aargauischen Städten, in denen sie öffentlich auftrat, Bewunderung erregt, so finden wir die von Frankfurt Heimgekehrte nun immer häufiger in Konzerten thätig, und bald verbreitete sich ihr Ruf durch die gesamte deutsche Schweiz. Schöner, voller Ton, schlicht-natürliche Auffassung, gepaart mit lebhaftem Temperament und ein bereits hochbedeutendes technisches Können gestalteten ihre Leistungen zu wahrhaft herzerfreuenden, und da der Eindruck durch den Liebreiz der jugendlichen Erscheinung verstärkt wurde, erklärt sich der stürmische Beifall, den die Künstlerin überall fand, zur Genüge. Noch höher denn in der schweizerischen Heimat schwollen die Wogen der Begeisterung in der deutschen Reichshauptstadt, wo Laura Helbling am 21. Februar 1897 zum ersten Mal in einer Sonntagsmatinée im Bechsteinsaale erschien und die strenge Berliner Kritik vollständig entwaffnete. „Was soll man zuerst bewundern," schrieb Wilh. Tappert fast überschwänglich ins ‚Kleine Journal', „den großen, pastosen, an Spohrs Schule erinnernden Ton oder die Sicherheit und Fertigkeit, oder die verblüffende Reife der Auffassung!" Und kaum weniger schmeichelhaft begrüßte unser gestrenge Landsmann, Dr. Heinr. Welti in der ‚Tägl. Rundschau' die fünfzehnjährige Virtuosin, „in der uns," wie er sich ausdrückt, „eine staunenswerte Naturbegabung und eine tüchtige künstlerische Erziehung entgegentrat." Seitdem ist ihr die Gunst der Berliner Fachkenner treu geblieben und einstimmig haben dieselben bei ihrem Auftreten vom Frühjahr 1898 wiederum die tadellos saubere Technik der Spielerin nicht weniger anerkannt, als ihr echt musikalisches Naturell, ihren beseelten, durch Frische und Anmut bezaubernden Vortrag. Stetigen Unterricht hat Laura Helbling seit ihren Frankfurter Tagen nicht mehr genossen; doch gab ihr während eines Berliner Winters der treffliche Schüler Joachims, Waldemar Meyer, Stunden, und große Verdienste haben sich um ihre spezifisch geigentechnische wie allgemein musikalische Entwicklung mehrere kunstfertige Gönner erworben, so namentlich der Violinist Herr Alphonse Brun in Zürich und Franz Schörg, unter dessen Leitung sie dieses Jahr zu Brüssel weitere, fruchtbare Studien machte. Möge fernerhin ein günstiger Stern über der aufstrebenden Künstlerin walten, die ihrem unermüdlichen Eifer, ihrer vor keiner Anstrengung zurückschreckenden Energie nicht weniger verdankt als ihrer reichen Begabung!

A. Niggli, Aarau.

---

† Oberst William de Crousaz.

(1839—1899).

Dumpf schallten die Trommeln und tiefernst die Klänge des Trauermarsches, als in vorgerückter Morgenstunde des 4. Juli 1899, vom Krankenhause Salem, ein langer militärischer Leichenzug gemessenen Schrittes sich in Bewegung setzte, um die sterbliche Hülle des hochverdienten Kreisinstruktors der III. Division, Oberst William de Crousaz, nach dem Berner Bahnhof zu geleiten. Wenige Stunden später krachten auf dem Friedhofe in Lausanne, wohin der mit Kränzen reichbedeckte Sarg in schwarzverhängtem Bahnwagen überführt worden war, drei kräftige Gewehrsalven — der letzte Soldatengruß — und während längs den Ufern des blauen Genfersees der rollende Schall der Salven in der Weite sich verlor, schloß sich die Gruft über einen unserer hervorragendsten schweizerischen Instruktionsoffiziere.

Oberst William de Crousaz. Phot. Gyfi, Aarau.

In frühester Jugend schon war in William de Crousaz (geb. 1839) der Drang zum militärischen Berufe wach geworden. Da sein Vater im Fürstentum Hohenzollern eine Staatsstelle bekleidete, öffneten sich dem achtjährigen Knaben die Thore eines preußischen Kadettenkorps, wo ihm eine gründliche soldatische Erziehung zu teil wurde. Mit 16 Jahren verließ er das Kadettenkorps, um in das in Berlin stehende Garde-Grenadier-Regiment Franz Josef einzutreten. Hier erwarb er sich in kurzer Zeit sein erstes Offizierspatent als preußischer Seconde-lieutenant. Als bald darauf der sogenannte Neuenburgerhandel zu ernsten Verwicklungen zwischen Preußen und der Schweiz Anlaß bot, nahm Crousaz Urlaub, um nicht eventuell gegen sein Vaterland ins Feld ziehen zu müssen.

Obgleich ihm bei seiner hohen Begabung eine schöne militärische Carrière in Preußens Diensten offen stund, zog William de Crousaz doch die Rückkehr in sein Heimatland längerem Verbleiben in fremden Diensten vor. Im Jahre 1860 nahm er seinen Abschied aus dem preußischen Heere und siedelte von Berlin nach den lieblichen Ufern des Genfersees über, wo seine engere Heimat lag.

Mit dem Grade eines Oberlieutenants, den er 1865 mit dem eines